

den Vereinen und Werken des Martin-Luther-Bundes vorbildlich dasteht, so ist dies in der Hauptsache dem Sonderauftrag zuzuschreiben, den er als Glied von dem Ganzen des Martin-Luther-Bundes erhalten hat. Noch um 1930 hat der Martin-Luther-Verein bewußt auf eine landeskirchliche Kollekte verzichtet. Er war damit von vornherein der Gefahr entronnen, nichts weiter als eine kollektenverteilende lutherische Organisation zu werden. Statt dessen hat er sich seit 1897 bemüht, in die Gemeinden der bayerischen Landeskirche einzudringen. Er tat und tut dies durch ein Netz von Obmännern, das über ganz Bayern ausgespannt ist, durch Mitgliederwerbung und Sammlung von Mitgliedsbeiträgen und nicht zuletzt durch Kapiteltage, auf denen Pfarrer und Gemeinden auf die Not der Diaspora hingewiesen und über die Notwendigkeit bewußt lutherischer Diasporapflege aufgeklärt werden.

Das Schicksal des Martin-Luther-Bundes wird mit davon abhängen, ob bei *allen* Gliedvereinen, ähnlich wie beim bayerischen und einigen anderen Vereinen und Werken, falscher lutherischer Quietismus von echter kirchlicher Aktivität abgelöst wird, von einer Aktivität, die etwas davon weiß, daß jede Mission, auch die Diasporamission, nichts anderes ist als „die Eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung“¹.

KLAUS HENSEL

Ziel und Wege lutherischer Diasporapflege

Es ist heute eine ausgemachte Sache, daß Kirche und Mission zusammengehören. Nicht immer war diese Erkenntnis gleich lebendig; sonst wären vermutlich nie Missionsgesellschaften gegründet worden, die sich dieses von der verfaßten Kirche anfangs vernachlässigten Werkes angenommen haben. Heute gilt es fast schon als ein Zeichen theologischer Unbildung, wenn man den Satz Wilhelm Löhes nicht kennt, daß die Mission ja gar nichts anderes sei als die Kirche selbst „in ihrer Bewegung“ und nicht ein Werk, das die Kirche Jesu Christi, je nach Neigung und Möglichkeiten, tun oder auch lassen kann.

¹ Literatur: Simon, Evangelische Kirchengeschichte Bayerns, 2. Aufl. 1952; Uhlhorn, Die deutschlutherische Diasporafürsorge — Geschichte des lutherischen Gotteskastens, 1932; Martin Schmidt, Wort Gottes und Fremdlingschaft — Die Kirche vor dem Auswanderungsproblem des 19. Jahrhunderts, 1953; W. Schmidt, Geschichte des lutherischen Gotteskastens in Bayern (1860—1930), 1930; Simon, Mission und Bekenntnis in der Entwicklung des Evangelisch-Lutherischen Zentralmissionsvereins für Bayern, 1953; Jahrbücher des Martin-Luther-Bundes, 6., 7., 8. Folge, 1954, 1956, 1958.

Die gleiche Erkenntnis hat sich im Blick auf die Diasporapflege noch keineswegs allgemein durchgesetzt. Im Bewußtsein auch lebendiger Glieder unserer Gemeinden ist die Diasporaarbeit weithin noch Sache des Gustav-Adolf- oder eben eines anderen „Vereins“, der sich gerade dieser Aufgabe angenommen hat. Soweit ich sehe, hat dieser Tatbestand hauptsächlich zwei Ursachen:

1. Der *Vereinscharakter* der Diasporaarbeit ist von Anfang an noch stärker herausgestellt worden als bei der Äußeren Mission. Das sagen wir ohne jeden Vorwurf gegen unsere Väter, denn im 19. Jahrhundert war die Vereinsform sicher die einzige Möglichkeit für ein freies kirchliches Werk — und ist es rechtlich bis heute — überhaupt tätig zu werden. Wo der „Verein“ aber mehr ist als ein Rechtsstatus, liegt bei kirchlichen *Werken* immer die Gefahr nahe, daß ihr Charakter als *kirchliches* Werk verdunkelt oder doch in seiner Erkennbarkeit für das Kirchenvolk beeinträchtigt wird. Nicht jedem leuchtet unmittelbar ein, warum es sich bei gerade diesem Werk um eine gesamtkirchliche Verpflichtung handeln soll.

2. Hinzu kommt, daß jeder Einsatz für die Diasporapflege ein sehr lebendiges und durchaus profiliertes Verständnis dessen voraussetzt, was *Kirche* ist. Stehen in der Mission so oder so geartete Kirchen immer einer Welt ohne Christusbotschaft oder gar deren Gegnern gegenüber, so steht in der Diasporaarbeit Kirche gegen Kirche, so verstandene und geartete gegen anders ausgerichtete Christusbotschaft. Der historisch, vor allem geistesgeschichtlich begründete Indifferentismus des beginnenden 19. Jahrhunderts hatte dafür so wenig Verständnis wie es heute alle die haben können, die unter Oekumene soviel wie Bagatellisierung der Tatsache verstehen, daß es Kirchen gibt, deren sehr präzises Selbstverständnis Gemeinschaft mit anderen Kirchen ausschließt. Allenfalls Rom gegenüber kann man noch gewisse protestantische Ressentiments mobilisieren, aber auch hier zeigt sich je länger desto mehr, daß damit nur noch teilweise Sympathien zu wecken sind. Eine begründete Negation ist eben nur möglich aus einer begründeten Position heraus. Die aber fehlt weitgehend im Hinblick auf das spezifisch kirchliche Bewußtsein.

Die Beschäftigung mit der Diaspora stellt offenbar gewisse Ansprüche, fordert bestimmte Voraussetzungen, die gestern fast völlig gefehlt haben und heute nur mühsam und manchmal auch ein wenig zaghaft ertastet werden. Diasporapflege kann heute mit gutem Gewissen nur treiben, wer sich (als Pfarrer jedenfalls) theologisch und praktisch ganz schonungslos gegen sich selbst der *Frage nach der Kirche* stellt, nach dem, was ihr Wesen ausmacht, was Recht oder Unrecht ihrer Ziele, Möglichkeit oder Unhaltbarkeit ihrer Wege bestimmt. Die Frage Volkskirche oder Freikirche, Bekenntniskirche

oder Verzicht auf konfessionelle Bindung, die Frage nach den berühmten nichttheologischen Faktoren wie Volkstum, Sprache, Brauchtum — all das kommt bedrängend ins Blickfeld, wenn wir nach Zielen und Wegen lutherischer Diasporaarbeit fragen.

Wir wollen dies so tun, daß wir zunächst den geschichtlichen Weg der lutherischen Diasporapflege in seinen Hauptlinien verfolgen. Da jeder gangbare Weg in der Kirche von seinem Ziele her bestimmt wird, kann uns schon dabei ein wenig die Konzeption der Männer deutlich werden, die gerade diesen Weg gegangen sind. Auch manches Wort der Kritik wird zu sagen sein. Dann wollen wir die Ziele zusammenfassen und zum Schluß die sich u. E. daraus ergebenden Aufgaben nennen. Das Ganze will als Anregung zu einem Gespräch verstanden werden, nicht als Versuch einer Patentlösung.

I. Die Wege

Diaspora, d. h. also christliche Minderheiten unter andersgläubigen Christen, gibt es in erwähnenswertem Umfange erst seit dem Westfälischen Frieden (1648), der ein sehr beschränktes Recht für solche Minderheiten setzte: Jeder konnte bei dem „Kultus“ bleiben, den er schon 1624 ungehindert hatte ausüben können. Wer künftig die Konfession des Landesherrn verlassen würde, konnte geduldet oder ausgewiesen werden. Fortan gab es also Diaspora. Allerdings galt die genannte Bestimmung nicht für die österreichischen Erblande und Teile von Schlesien. Noch das Jahr 1731 brachte die bekannte Vertreibung von 22000 Salzburgern durch Erzbischof Firmian, erst 1781 das berühmte Toleranzedikt Josephs II. *Die Diaspora selbst ist älter als jede Art von Diasporapflege.*

1. *Die erste uns bekannte Diaspora-Fürsorge* hat ein deutscher Fürst geübt. Herzog Ernst der Fromme (1675) verwandte sich nicht nur beim Kaiser für die Lutheraner in Österreich, sondern nahm sich auch der Glaubensgenossen in Moskau und Abessinien an. Der sächsische Kurfürst dagegen ließ die reichen Kollekten, die Superintendent Valentin Ernst Löscher 60 Jahre später für Salzburger Exulanten erbeten hatte, kurzerhand zum Bau der Frauenkirche in Dresden verwenden!

In den Hansestädten, vor allem in Hamburg, lenkte der Seehandel ganz von selbst die Aufmerksamkeit auf die Glaubensgenossen im Ausland. In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts sorgte Hamburg in Verbindung mit Bremen und Lübeck für lutherische Prediger in *Moskau*. Der Gottesdienst wurde hier nach Hamburger Agende gehalten, das Hamburger Gesangbuch benutzt. In Dublin erbauten 20 Hamburger Kaufleute 1689 eine lutherische Kapelle. Das Geistliche Ministerium wird aus Amerika, Batavia,

Java um Rat angegangen: Die Diasporafürsorge beschränkt sich also keineswegs auf materielle Hilfe. Auch der Glaubensgenossen im reformierten *Holland* und *Detmold* — hier zusammen mit Hannover und Schleswig-Holstein — nehmen sich die Hamburger an.

Als letztes Beispiel für diese Stufe der Diasporapflege sei auf die Arbeit in *Nordamerika* verwiesen. Heinrich Melchior *Mühlenberg* (geb. 1711 in Einbeck, gest. 1788 in Philadelphia) ist der eigentliche Vater der lutherischen Kirche Amerikas geworden. Er ging 1742 als Prediger nach Pennsylvanien und sammelte die Lutheraner, die bisher entweder unversorgt waren oder von Vagabunden, die sich Pastoren nannten, mehr verwüstet als betreut worden sind. Leider hat auch Zinzendorf dadurch manche Schwierigkeiten bereitet, daß er die Gläubigen aus den verschiedensten Gemeinschaften an sich zu ziehen versuchte. Es gelang Mühlenberg jedoch „mit großer Ruhe und klarer Festigkeit“, das Feld zu behalten und Zinzendorf zur Rückkehr nach Europa zu bewegen. Mühlenbergs Aufbauarbeit, bei der es ihm vor allem um die Gründung neuer Gemeinden, Bau von Schulen und Kirchen sowie die Beschaffung von Predigern ging, führte 1748 zur Gründung der ersten lutherischen Synode von Nordamerika, deren Verfassung grundlegend für die weitere Entwicklung der lutherischen Kirche auf diesem Kontinent überhaupt wurde: 150 Jahre nach Mühlenbergs Ankunft in Amerika gab es hier eine lutherische Kirche mit 6000 Pastoren und 6 Millionen Gemeindegliedern in 10000 Gemeinden! Aus dem *Hannoverland* gingen hauptsächlich Bücherspenden nach Amerika, so 1757 durch Vermittlung von Abt Ebel von Loccum 400 Gesangbücher, 400 Katechismen und 400 Neue Testamente.

Das Konsistorium in Hannover hat übrigens auch als erste Kirchenbehörde einen Pastor in die Diaspora gesandt: Pastor Hesse ging 1800 nach *Kapstadt*. Aber diese Entsendung war eine seltene Ausnahme. Aufs Ganze gesehen haben sich die kirchlichen Behörden ihrer ausgewanderten Gemeindeglieder nicht angenommen. Die Pfarrer haben gegen die Auswanderung gepredigt, und die Kirchenleitungen haben die Auswanderer praktisch aufgegeben. Es wäre einer Untersuchung wert, wieweit dadurch ehemalige Lutheraner, z. B. in Amerika, in die Arme der Sekten und anderer Kirchengemeinschaften, etwa kongregationalistischen Typs, getrieben worden sind. Vermutlich sähen die Proportionen zwischen den verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften in Nordamerika heute wesentlich anders aus, wenn die lutherischen Kirchen Deutschlands damals ihre Verantwortung für die überseeische Diaspora erkannt und wahrgenommen hätten.

2. Wie die Diaspora älter ist als jede Art von *Diasporapflege*, so ist diese ebenfalls *älter als jeder organisatorische Zusammenschluß der Diasporaarbeit*. Das

wollten die genannten Beispiele zeigen, die sich beliebig vermehren ließen. Als sich jedoch Anfang des 19. Jahrhunderts neues geistliches Leben regte — und dies auch außerhalb der ausgesprochenen Erweckungsbewegungen —, reifte die Zeit heran für die Arbeit freier kirchlicher Vereinigungen, auch auf dem Gebiet der Diasporapflege. Eine Gedächtnisfeier am Schwedenstein bei Lützen am 6. Nov. 1832 wurde dem Domherrn D. Großmann in Leipzig Anlaß zur Gründung eines Gustav-Adolf-Vereins, der allerdings nur innerhalb Sachsens geringen Erfolg hatte. Unabhängig von Großmann trat der Hofprediger Zimmermann in Darmstadt am 31. Oktober 1841 mit einem „Aufruf an die protestantische Welt“ an die Öffentlichkeit, in dem er „Protestanten, Lutheraner, Reformierte, Unierte, Anglikaner und welchen Namen Ihr führen möget; Glieder der protestantischen Kirche, welches auch Eure besondere Glaubensansicht sei, ob ihr Supernaturalisten oder Rationalisten oder Vermittelnde seid, ob man Euch Altlutheraner oder Neu-evangelische, Pietisten oder Mystiker oder noch anders nennt“ — alle diese ruft Zimmermann auf zur Mitarbeit in einem Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischer Gemeinden. So kam es September 1842 zur eigentlichen Gründung des Gustav-Adolf-Vereins, als sich Großmann und Zimmermann zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlossen.

In der gleichen Zeit hatten auch die bewußten Lutheraner das Werk der Diasporafürsorge angefangen. Bezeichnenderweise war der Anstoß jedoch nicht von einem gesamtprotestantischen Solidaritätsbewußtsein gegenüber der römischen Kirche ausgegangen, sondern als Reaktion auf einen ganz konkreten Notruf, der von *Wyneken* aus Amerika kam. Fritz Wyneken (geb. 1810 in Verden/Aller) war 1838 nach Nordamerika ausgewandert, weil er mit den kirchlichen Verhältnissen der Heimat unzufrieden war und nun eine von jeder kirchlichen Bindung im strengen Sinne freie Tätigkeit suchte. Das Werk Mühlenbergs lag in Trümmern: Der in Amerika erst später durchgedrungene Rationalismus und die bereits erwähnte Gleichgültigkeit der Heimatkirchen hatte das konfessionelle Bewußtsein der Lutheraner ersterben lassen. Manche schlossen sich reformierten Gemeinden an, aber auch Methodisten und Katholiken zogen viele deutschstämmige Lutheraner an sich. Hunderttausende, die einwanderten, blieben gar kirchlich völlig unversorgt. Auf diesem zunächst trostlosen Arbeitsfeld war Fritz Wyneken, der erst jede kirchliche Bindung gescheut hatte, zu einem entschiedenen Lutheraner geworden, der erkannte, daß eine bestimmte konfessionelle Prägung lebensnotwendig für die Kirche Jesu Christi ist. Aus dieser Erkenntnis hat er sich ganz den Verhältnissen der Neuen Welt angepaßt, ist den Amerikanern ein Amerikaner geworden, um lutherische Kirchen zu bauen. Er sandte Briefe nach Deutschland, mit denen er vor allem Prediger und Lehrer zu

gewinnen suchte oder tüchtige, kirchlich gesinnte Männer für sein Predigerseminar in Columbus. Es ging Wyneken weit mehr um innerliche, besser geistliche Hilfe als um materielle Unterstützung. So kam es am 10. November 1840 in Dresden zur Gründung eines „Vereins für die evang.-luth. Kirche in Nordamerika“ und — bezeichnenderweise — auch gleich zur Gründung eines Seminars zur Ausbildung von Pastoren für Amerika. Die führenden Männer waren neben dem Lehrer am Missionsseminar Dr. Trautmann zwei Laien, nämlich der Buchhändler Justus Naumann d. Ä. und (seit 1845) der Tuchfabrikant Schlößmann. Der starke missionarische Impuls des Unternehmens wurde deutlich in der engen Verbindung mit der 1836 gegründeten Dresdner evang.-luth. Missionsgesellschaft. Das Jahr 1840 kann mit Recht als Beginn einer organisatorisch geformten lutherischen Diasporapflege gelten.

Wyneken kam auch selbst nach Deutschland, um Hilfe für seine Arbeit zu erbitten. Er fand freundliche Aufnahme, und an zwei Stellen wurde die Hilfe in besonderer Weise wirksam: bei Löhe in Bayern und bei Petri in Hannover. Wilhelm Löhe (1808 bis 1872) in Neuendettelsau verwendete die gleich sehr reichlich eingehenden Gaben dazu, am 11. Juli 1842 zwei junge Handwerker, die er zu Lehrern ausgebildet hatte, nach Nordamerika auszusenden. Dort wurden sie allerdings in das Predigerseminar in Columbus geschickt, damit sie später als Pastoren in Wynekens Ohio-Synode tätig werden könnten. 1849 kam es so zur Gründung einer eigenen „Gesellschaft für Äußere und Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche“, die sich neben anderem der Aufgabe annahm, lutherische Prediger in die Diaspora zu entsenden. Bis 1883 waren es bereits 236.

Ludwig Adolf Petri, Pastor an der Kreuzkirche in Hannover († 1873) erhielt ebenfalls einen Hilferuf Wynekens. Er las ihn am 25. Mai 1842 auf der ersten Pfingstkonferenz in Hannover vor und wurde bevollmächtigt, einen Aufruf an die gesamte lutherische Kirche deutscher Zunge hinausgehen zu lassen und mit den lutherischen Kirchen in Bayern, Sachsen und Schlesien in Verbindung zu treten. Von Anfang an war man darin einig, daß das zu beginnende Werk den Charakter der Kirchlichkeit tragen müsse. Neben der Aussendung von Predigern und Lehrern wurde auch die Versorgung der Diaspora mit guten Büchern, Agenden, Gesangbüchern, Katechismen und Bekenntnisschriften empfohlen. Hannover sollte dabei die Führung übernehmen. So kam es am 31. Oktober 1853 — endlich — zur Gründung des ersten „Gotteskastens“, als Petri zusammen mit Generalsuperintendent Steinmetz in Clausthal und Superintendent Münchmeyer in Katlenburg einen Aufruf in Petris „Zeitblatt“ hatten hinausgehen lassen:

„Die Unterzeichneten, welche den kirchlichen Grundsätzen der Gustav-

Adolf-Vereine nicht beizutreten vermögen, gleichwohl aber das gute Werk, die Glaubensgenossen in ihrer kirchlichen Not zu unterstützen, von ganzem Herzen billigen und als eine Pflicht der brüderlichen Liebe anerkennen, haben sich verbunden, einen „Gotteskasten“ zu diesem Werk aufzurichten und sich damit in den Dienst aller gleichgesinnten Glieder der lutherischen Kirche zu stellen.

Wir beabsichtigen weder Opposition oder Demonstration zu machen, noch haben wir es auf glänzende Erfolge angelegt. Wir wollen vielmehr einfach dem Gewissen genügen und den bedrängten Gliedern der lutherischen Kirche mit dem, was uns die Liebe anvertrauen wird, Handreichung zu tun. — Dabei überlassen wir es dem freien Willen, feste und regelmäßige Beiträge zu zeichnen, oder je nach der Freudigkeit des Herzens zu geben. Über die Gaben, welche einem jeden von uns anvertraut werden können, soll in diesem Blatte quittiert und von ihrer Verwendung seiner Zeit Anzeige gemacht werden. Der Herr der Kirche lasse sich unseren Dienst wohlgefallen.“

Bald folgten nun Gründungen von „Gotteskasten“ in allen lutherischen Kirchen Deutschlands, die hier einfach aufgezählt werden sollen:

- 1854 in Mecklenburg und Sachsen
- 1856 der Lutherverein in Stade, der sich später mit dem hannoverschen Gotteskasten vereinigte
- 1858 in Lauenburg
- 1860 in Bayern
- 1865 in Kurhessen
- 1879 in Württemberg
- 1886 in Schleswig-Holstein
- 1887 in Hamburg
- 1895 in Oldenburg
- 1899 in Braunschweig und Thüringen
- 1900 in Altpreußen und in Lippe
- 1919 in Baden
- 1925 in Lübeck
- 1953 in Selbständige Evang.-Luth. Kirche.

Erst im Jahre 1880 kam es zu einer sehr losen Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen Gotteskasten, die bis dahin unverbunden nebeneinander gewirkt hatten. Als Verbandsorgan erschien nun der „Lutherische Gotteskasten“. Seit 1922 gab es eine Art Geschäftsstelle (zunächst in Leipzig, später in Erlangen) der — wie sie sich seit 1902 nannten — „Verbündeten Luth.“

Gotteskastenvereine“. Bis 1927 war über drei Jahrzehnte hindurch Pastor D. Dr. Ahner in Leipzig Vorsitzender dieses Zusammenschlusses, 1928 wurde als sein Nachfolger der Erlanger prakt. Theologe D. Dr. Friedrich Ulmer gewählt. Mit ihm beginnt ein neuer und entscheidender Abschnitt in der Geschichte des Werkes, das sich seit 1932 nunmehr *Martin-Luther-Bund* nennt, nachdem schon vorher die meisten Gotteskasten ihren Namen in Martin-Luther-Verein umgeändert hatten.

An dieser Stelle halten wir inne, um Antwort zu geben auf eine Frage, die immer wieder gestellt wird, nämlich die nach dem

Verhältnis des Martin-Luther-Bundes zum Gustav-Adolf-Werk.

Das Verhältnis war von Anfang her sehr belastet, wie es scheint, vor allem durch drei Tatsachen:

1. Beide Werke hatten eine völlig *verschiedene Konzeption* für ihren Dienst. Der Gustav-Adolf-Verein dachte gesamtprotestantisch und war infolgedessen notgedrungen stärker an der Ablehnung der Römischen als an einer bestimmten und präzise definierten Position orientiert. Die Gotteskasten dagegen wollten bewußt der lutherischen Kirche dienen und fragten erst in zweiter Linie nach dem Gegenüber solcher Diasporaarbeit. Die Gustav-Adolf-Vereine hatten in ihrem Denken und Urteilen auch eine starke nationale Komponente — das lag mit an ihrem Rückhalt im liberalen Bürgertum —, während die Gotteskasten von Anfang an den Primat der Einheit im Glauben gegenüber der des Volkstums und der Sprache stärker herausstellten. Die Gustav-Adolf-Vereine waren — das ist kaum zu bestreiten — nicht nur konfessions-neutral gegenüber den innerprotestantischen Verschiedenheiten, sondern ausgesprochen unionsfreudig; die Gotteskasten dagegen fühlten sich auch da für ihre lutherischen Glaubensgenossen verantwortlich, wo diese sich im Raume nicht-lutherischer protestantischer Kirchen in der Minorität befanden. Dies ist insofern um so weniger verwunderlich, als damals gerade die harten Kämpfe der Lutheraner in Preußen die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Gewiß ist auch die Position der Gotteskasten nicht problemlos gewesen. Selbstverständlich gibt es eine breite Gemeinsamkeit gegenüber der römischen Kirche; das ist von den Vätern unseres Werkes manchmal zu stark in den Schatten gestellt worden. Aber gerechterweise muß man doch sagen, daß die Konzeption der alten Gotteskasten nach unserer heutigen Erkenntnis die theologisch legitimere ist. In einer Zeit, in der das kirchliche Vereinswesen zu blühen begann, ist hier gerade nicht von diesem Verein sondern von der Kirche her gedacht; in einer Zeit stärkster territorialer Gebundenheit der Kirche ist hier vom Bekenntnis her argumentiert worden. Diese Ansätze sind nicht nur — zu welchen Konsequenzen man dann auch kom-

men mag — einfach richtig sondern auch hochaktuell, wie ja die steigende Bedeutung der konfessionellen Weltbünde, auch gerade des Lutherischen Weltbundes, deutlich macht.

2. Aber auch die *Praxis* der alten Gustav-Adolf-Vereine und der Gotteskasten war verschieden. Die Gustav-Adolf-Vereine haben sich bewußt als ein selbständiges Werk verstanden und ihre Arbeit geschickt und zentral organisiert. Sie haben einen kräftigen Rückhalt in den — Dank der Vormachtstellung Preußens — führenden unierten Kirchen gefunden. Die Gotteskasten dagegen mußten sich auf die lutherischen Landeskirchen (und womöglich auf die armen und finanzschwachen lutherischen Freikirchen) als Hinterland beschränken. Außerdem verstanden sie ihren Dienst so stark als Funktion der Kirche selbst, daß sie alle organisatorischen Fragen in einer heute geradezu unbegreiflichen Weise vernachlässigt haben. Ein Mann wie Petri hatte einen Greuel vor allem „Machen“ in der Kirche und brauchte immerhin volle 11 Jahre (1842—1853) vom Entschluß bis zur Gründung eines Gotteskastens in Hannover! Der farblose Name ist ebenso bezeichnend wie der erst sehr späte Zusammenschluß der einzelnen Landesvereine zu gemeinsamem Handeln für jene Reserve der Lutheraner gegenüber jeder Art von Organisation.

Zweifellos ist dieses Streben nach einem ganz in der Kirche selbst aufgehenden Wirken auch positiv zu werten. Wir klagen ja heute oft über allzuviel „Werkgerechtigkeit“ mancher Verbände in unseren Kirchen und Gemeinden. Aber im ganzen war die Praxis der Gustav-Adolf-Vereine doch wesentlich geschickter und darum erfolgreicher. Hier wurde nicht nur zielbewußt sondern auch energisch und tatkräftig gearbeitet. Hier hat man Nägel mit Köpfen gemacht und sich nicht gescheut, eifrig die Werbetrommel zu rühren. Es lag nicht nur an dem ihnen zweifellos günstigeren kirchlichen Klima der Zeit, daß die Gustav-Adolf-Vereine so ungleich erfolgreicher waren als die Gotteskasten, sondern auch daran, daß jene wesentlich geschicktere Praktiken beim Aufbau ihres Werkes gezeigt haben. Niemand sage, auf solche äußeren Dinge komme es doch letztlich nicht an! Es kommt sehr wohl darauf an, denn das Maß und die Möglichkeit der geistlichen Hilfe hängen davon ab, ob man seine gute Sache so vorbringt, daß sie auch ein lebendiges Echo findet. Das aber haben die Brüder vom Gustav-Adolf-Werk von Anfang an besser verstanden, und dafür gebührt ihnen alle Anerkennung.

3. Der dritte Grund für die Spannungen der beiden Werke waren nun die *Vorwürfe*, die man *gegeneinander* erhob. Es lohnt sich nicht, auch nur eine Auswahl hier vorzulegen. Diese Vorwürfe richteten sich z. B. gegen manchmal allzu ungehemmte Großzügigkeit der Gustav-Adolf-Vereine gegenüber

praktisch aus jedem evangelischen Kirchenverband Ausgeschiedenen (Fall Rupp 1846), auf der anderen Seite gegen allzu große konfessionelle Ängstlichkeit bei den Gotteskasten. Wir haben den Eindruck, daß manche Vorwürfe auf beiden Seiten nicht unberechtigt waren, andere aber ließen es wohl oft im Eifer des Gefechts an der nötigen Sachlichkeit fehlen. Auf jeden Fall gibt so etwas natürlich böses Blut und fördert kaum das gegenseitige Verständnis. Man sollte es also bleiben lassen. Die Öffentlichkeit, auch die kirchliche, war noch nie das geeignete Forum, diffizile sachliche Differenzen auszutragen, zumal wenn sie sich dann womöglich als nur vermeintliche herausstellen könnten.

Inzwischen hat sich manches gewandelt. Das heutige Gustav-Adolf-Werk wird sich kaum noch vorbehaltlos mit jenem zitierten Aufruf Zimmermanns identifizieren sondern darauf hinweisen, daß dieser — wie alles auch in der Kirche — eben den Stempel seiner Zeit trage. In Bayern kam es auf einer Erlanger Pastoralkonferenz 1881 zu einem regelrechten „Friedensschluß“ zwischen beiden Werken. Die Frage war so bestimmt worden: „Vermögen wir uns darüber zu vereinigen, daß der Gotteskasten ohne alle Frage ein natürliches Recht in der lutherischen Kirche hat und daß man die Bedenken seiner Freunde gegen die Teilnahme am Gustav-Adolf-Verein würdigt, daß wir aber auch umgekehrt den lutherisch gesinnten Freunden des Gustav-Adolf-Vereins bei uns in Bayern das Zugeständnis machen, daß wir um ihrer Teilnahme willen am Gustav-Adolf-Verein keinen Zweifel in die Wahrheit ihres konfessionellen Standpunktes setzen, dann ist ein Weg zum Frieden gefunden.“ Dies wurde bejaht, und bezeichnenderweise wird auch berichtet, daß ein erhebliches Anwachsen der Liebesgaben in beiden Werken der Erfolg dieses Friedensschlusses war.

So könnte und sollte es auch heute sein. Dreierlei ist dabei wohl zu beachten:

a) Wir müssen jedes *Konkurrenzdenken* ausschalten. Weder sollte die zweifellos äußerlich stärkere Position des Gustav-Adolf-Werkes dazu verführen, stillschweigend Monopolansprüche auf jede Art evangelischer Diasporapflege zu stellen, noch sollte der Martin Luther-Bund versuchen, das Gustav-Adolf-Werk mit theologischen Argumenten „wegzudiskutieren“ oder mindestens als eine Art „Sündenfall“ hinzustellen, wenn Lutheraner im Gustav-Adolf-Werk mitarbeiten. Beide Werke haben ihr Recht und ihre Eigenart, die der andere auch dann respektieren sollte, wenn er sie nicht für sich übernehmen kann. Es gibt ja auch verschiedene Missionsgesellschaften, die nebeneinander im gleichen Hinterland arbeiten. Warum sollte es nicht zwei Diasporawerke geben?

b) Deshalb sollte auch jede Art *gegenseitigen Beargwöhnens* aufhören, wenn

es um den Dienst der Diaspora geht. Man sollte sich absprechen, verständigen, wo irgend möglich auch einigen. Ohne konkreten Anlaß sollte keines der beiden Werke beim anderen „Unionismus“ oder „Konfessionalismus“ wittern!

c) So könnte es zu einer gewissen *Aufgabenteilung* entsprechend der Wesensart der beiden Werke kommen, jedenfalls im Hinblick auf evangelisch-lutherische Gemeinden in römisch-katholischer Umgebung. Der Martin-Luther-Bund hat das Schwergewicht seiner Hilfe immer auf Ausbildung, Literatur und gottesdienstliche Geräte gelegt, das Gustav-Adolf-Werk aber hat ganz andere Möglichkeiten im Blick auf Bauvorhaben in Diasporagemeinden. Da müßte man doch zu einer Arbeitsteilung kommen können. *Fernziel* muß bleiben, daß eine Überprüfung der Konzeption und der Praxis in beiden Werken einmal zu einer wirklich organischen Diasporapflege führt, wie sie ja in zunehmendem Maße die Kirche selbst und ihre großen Zusammenschlüsse (man denke an den Lutherischen Weltbund mit seinem Lutherischen Weltdienst!) auch schon wahrzunehmen beginnen. Hier ist eine Entwicklung im Gange, die vielleicht erst in Jahrzehnten ihre Früchte tragen wird. Man sollte sie in Geduld erwarten.

Wir werfen nun eben noch einen Blick auf die Entwicklung des Martin-Luther-Bundes in den letzten 30 Jahren. Bundesleiter *Professor Ulmer* ist mit Recht der *Gestalter des Martin-Luther-Bundes genannt worden*, denn er hat eigentlich erstmals die vielen einzelnen Dienste der Martin-Luther-Vereine wirksam zusammengefaßt zu gemeinsamem Handeln unseres Werkes. Jetzt hat es auch einen hauptamtlichen Geschäftsführer; 1931—1941 war es Pastor Dr. Gottfried Werner, der tatkräftig dem Bundesleiter zur Seite stand. Spät, aber nicht zu spät, fand nun das Werk breiteren Eingang in die Gemeinden, vor allem in Süddeutschland. Mehrere bundeseigene Werke gelangten zu neuer Wirksamkeit.

An erster Stelle ist hier das *Brasilienwerk* zu nennen, das sich — vom Martin-Luther-Verein in Bayern und in enger Zusammenarbeit mit der Neuen-dettelsauer Mission verwaltet — seit 1896 vornehmlich um die Ausbildung von Pastoren für Brasilien bemüht. Ebenfalls um den theologischen Nachwuchs geht es dem *Auslands- und Diasporatheologenheim* in Erlangen, das seit 1935 Hunderten von Theologiestudenten Unterkunft gewährte. Sie kamen aus allen Ländern der Erde, sogar aus Japan und Korea. Prof. D. Maurer betreut das Haus als Ephorus; die Unterkunft (mit Frühstück) ist seit dem Sommersemester 1959 wieder völlig kostenlos, nachdem das Haus mit einem Kostenaufwand von fast 50000,— DM total modernisiert worden ist. 20 Plätze stehen zur Verfügung, und wir streben an, daß die

Hälfte davon möglichst mit Ausländern besetzt wird. Hier soll nicht unerwähnt bleiben, daß nach Angabe von Prof. Preuß seit Bestehen der alten Gotteskasten bis heute schon weit über 2000 Pfarrer mit Unterstützung oder gar ganz auf Kosten des Martin-Luther-Bundes ausgebildet oder in die Diaspora ausgesandt worden sind.

Das *Sendschriften-Hilfswerk* in Berlin hat allein nach dem Kriege über 50000 Sendungen in die lutherische Diaspora ins Ausland hinausgehen lassen. Die *Bibelmission* in Stuttgart hat vor dem Kriege in erheblichem Umfang Bibeln und Bibelteile versandt. Seit 1945 unterhält der Bund das *Ferienheim Sachsenmühle* in der Fränkischen Schweiz, das bevorzugt für Tagungen und Freizeiten zur Verfügung steht.

Nicht erwähnt ist bisher das, *was die einzelnen Martin-Luther-Vereine an direkter Hilfe* in die Diaspora haben hinausgehen lassen. Dieser Dienst scheint sich jetzt so einzuspielen, daß sich Patenverhältnisse zu bestimmten Betreuungsgemeinden herausbilden, die wesentlich zur Aktivierung auch der zaghafteren Vereine beitragen dürften. Es würde zu weit führen, hier Einzelheiten darzulegen. Viel, ja alles wird darauf ankommen, wieweit die Pfarrer und ihre Gemeinden bereit sind, für dieses Werk lutherischer Diaspora-pflege, wie es der Martin-Luther-Bund tut, mit der Tat, und das heißt mit opferbereiter Liebe einzutreten als für einen Dienst, den wir unseren Brüdern und Schwestern in der Glaubensfremde einfach um unseres Herrn willen schuldig sind.

Nach dem Dargelegten brauchen

II. Die Ziele

unserer Arbeit beinahe nur noch genannt zu werden. Das Werk des Martin-Luther-Bundes ist

1. *kirchlich gedacht*. Es geht um einen Dienst evang.-luth. Kirchen und Gemeinden an den Glaubensgenossen in der Verstreuung. Diese Hilfe ist kirchenorganisch gedacht und meint in jedem einzelnen die ganze Kirche Jesu Christi. Wir sind überzeugt, daß man dabei nicht von einer bestimmten konfessionellen Bindung absehen kann — um jener verstreuten Brüder willen.

2. *geistlich gehandelt*, denn es geht uns zuerst immer um die lautere Verkündigung des Evangeliums. Deshalb ist uns die Entsendung eines Pastors in eine verwaiste Gemeinde immer wichtiger gewesen als die Errichtung von Bauten; deshalb ist uns heute der Versand von 1000 ausgearbeiteten Hausgottesdiensten an einzelne Familien, etwa im Urwald Brasiliens, wichtiger als selbst die Ausgestaltung eines gottesdienstlichen Raumes.

3. *oekumenisch angelegt*, weil es uns ja gerade auch bei aller Betonung des konfessionellen Moments um die „una sancta catholica et apostolica ecclesia“ geht, und zwar in einem doppelten Sinne:

- a) Wir sind diesen Dienst unseren *Glaubensgenossen* schuldig, ohne Rücksicht auf deren Sprache, Nationalität usw. Wir sind ja Glieder einer Kirche!
- b) Wir sind diesen Dienst auch den *Andersgläubigen* schuldig, weil wir ihnen das lautere Christuszeugnis schuldig sind, das bei ihnen nach unserer biblisch begründeten Überzeugung verdunkelt ist. Unsere amerikanischen Brüder kennen den Begriff der Diaspora nicht sondern sprechen von „home mission“! In der Tat hat alle Diasporaarbeit einen starken missionarischen, vor allem volksmissionarischen Akzent.

III. Die Aufgaben

wenigstens zwei von den vielen, die sich u. E. aus dem Gesagten ergeben, sollen nun zum Schluß auch nur noch genannt werden, weil man Stunden brauchte, um die Probleme darzulegen, die damit angesprochen sind:

1. Wir sollten uns mehr Gedanken darüber machen, was eigentlich *das Wesen der Kirche* ist. Im Blick auf die Diaspora dürfen wir dabei nicht in der Theorie stecken bleiben sondern müssen auch praktische Fragen mutig anpacken. Territorialität und Konfessionalität, Massenkirchentum und verantwortliche Kirchengliedschaft sind Probleme, die dabei angefaßt werden müssen, obgleich man sie oft gern als „heiße Eisen“ unberührt lassen möchte.

2. Wir müssen im Blick auf die Diaspora zu *verantwortlichem, konkretem Handeln* gelangen, das seine Wurzel hat in unserem Auftrag, den wir als Pfarrer und Gemeindeglieder haben. Diasporapflege ist keine Liebhaberei sondern missionarischer Auftrag im umfassendsten Sinne! Hier liegt fast das schwerste Problem, denn der Weg von einer Erkenntnis zu deren praktischen Konsequenzen ist oft weit. Es geht dabei ganz nüchtern um die Tat der Liebe und des Dienstes, denn auch hier gilt das Wort:

„Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber“

(Jak. 2,17)